

Nebraska Staats-Anzeiger und Herald.

Jahrgang 33.

Grand Island, Neb., 6. September 1912 (Zweiter Teil.)

Nummer 4

Geheimnis.

Von Ida Madeleine Schulze.
Es sang der Wind in dieser Nacht:
„Wach auf, — komm in den Garten,
Nacht wollen wir bei Mondespracht
Das alte Glück erwarten!“

Und „Denkst du dran?“ und „Weißt
du noch?“
Klang's leis aus Busch und Bäumen,
Und vor mir fiel der Jahre Joch.
Ich stand in Jugendträumen.

Was wußt ich noch von j'werer Pflicht,
Was noch von Schuld und Qualen! —
Der Jugend helles Mondenlicht
Nüßt mich mit Silberstrahlen.

Es ist nicht wahr, daß alt und kalt
Ich ward in Stoll und Schmerzen,
Ein heiger Traum, der wagt und wagt
Und frönt und häumt zum Herzen.

Ach nein! das Sorgenmüde Haupt
Dem kühlen Wind entgegen
Klang's still — und meine Seele glaubt,
Und süßt der Heimat Segen.

Ob auch am Tag die Zeit mir droht
Mit ihrem Schritt, dem harten —
Nachts war ich jung, nachts war ich froh
In meinem Heimatgarten.

Mama.

Skizze von A. Gaber.

Frau Louise Wang, die wahrhaft
erfindertisch war im Entdecken von
neuen Weisen ihrer großen Men-
schenliebe, hatte etwas ganz Beson-
deres getan: Sie hatte die Klavier-
lehrerin ihrer Kinder, Fräulein Ber-
ta Schröder, auf die Sommerreise
mitgenommen.

„So'n armes Mädel,“ sagte sie
heim Abschiednehmen zu ihren Freun-
dinnen, mit denen sie sich allwöchent-
lich einmal im Tiergarten zum ge-
mütlichen Kaffeetrinken traf, „so'n
armes Ding kann's brauchen. Erst
redt!“ und dabei blinzelte ihre Augen
kompfberst, obwohl noch niemand ein
Wort dagegen geäußert hatte. „Nein,
so'n Klavierlehrerin hat's wirklich
nicht leicht. Tagaus, tagein muß sie
von einem zum andern pilgern, und
niemand denkt daran, daß so ein
armes Wesen auch Hunger und Durst
kriegt dabei. Na, bei uns bekommt
sie immer Kaffee und ein Kuchen-
stückchen dazu. Das hab' ich ein-
für allemal so bestimmt. Ach, Sie
glauben ja gar nicht, wie dankbar sie
ist.“ — Als ich sagte, daß wir ver-
reisen würden und die Stunden aus-
fallen müßten, da sah sie ganz nie-
dergeschlagen und tieftraurig aus.

„Alle reisen sie fort, alle!“ sagte sie.
Und da konnte ich nicht anders; ich
sagte zu ihr: „Fräulein, Sie sollen
auch verreisen. Sie müssen mit uns
nach Schandau kommen. Sehen Sie,
dann haben Sie eine Luftveränderung
— und Schandau ist ein feiner
Kurort, wo es ziemlich teuer ist und
nicht all und jeder hingibt. Da sind
Sie für die Ferienstage aller Sorgen
ledig, die Kinder können ihre Stun-
den weiternehmen, und ich habe je-
mand, mit dem ich sprechen kann.“
Sie sah mich ganz erschrocken an.
„Aber, Frau Wang,“ sagte sie, „das
geht doch nicht. Das kann ich ja gar
nicht annehmen.“ — „Na, dann muß
ich mir eben jemand anders suchen“,
hab' ich gesagt. „So ganz allein mit
den drei Kindern gehe ich nicht wie-
der fort. Ach Gott, der glückliche
Vater, mit dem sie mich anfaß.“

„Wenn's so ist und ich Ihnen dien-
lich sein kann, dann komme ich gern
mit, gnädige Frau.“ Na, sehen Sie,
meine Damen? So habe ich jemand,
der mich begleitet und dem ich trauen
kann, der mir und den Kindern
beim Anziehen hilft und mir vorle-
sen, wenn ich in der Hängematte liege,
und die Kinder bekommen ihre Kla-
vierstunden umsonst, und ich kann sie
mit dem Fräulein zu Hause lassen,
wenn ich Touren mache. Und neben-
bei habe ich ein gutes Werk getan.“
So hatte Frau Louise Wang im
Kreise ihrer Freundinnen gesprochen,
und alle hatten ihr Tun sehr lobens-
wert gefunden; aber nachgemacht
hatte es ihr niemand.

Als sie in Schandau eingetroffen
waren, drohte das gute Einvernehmen
aber schon am ersten Tage ins Wan-
ken zu geraten. Sie hatten mit Mü-
he und Not zwei Zimmer gefunden,
in denen einem ein Klavier vorhan-
den war. Leider lagen die beiden
Zimmer nicht nebeneinander, sondern
waren durch die Länge des Korridors
voneinander getrennt. Frau Wang
entschied also, daß die Kinder mit
Fräulein Schröder das eine Zim-
mer beziehen sollten, während sie das
andere, in dem das Klavier stand,
für sich wählte. Aber die drei Mä-
delchen waren damit nicht einverstan-
den; sie wollten bei der Mama schlaf-
en; und Fräulein Schröder machte
ein ganz verlegenes hilfloses Gesicht.

„So seid doch vernünftig, liebe
Kinder,“ sagte sie. „Ich will ja im-
mer recht nett zu euch sein. Und je-
den Abend erzähle ich euch eine schö-
ne Geschichte.“ Das wirkte. Die
Mädel fanden auf einmal den Ge-
danken, mit dem Fräulein zusammen
zu schlafen, furchtbar fein und strei-
ten sich auch sogleich um den Vorzug,
wer von ihnen am nächsten neben
der Klavierante schlafen dürfte. Sie
hängten sich an Berta Schröder fest
wie die Kletten und hatten lauter
Anliegen, die ins Unheimliche wuch-
sen, je schneller sie ihnen das gedul-
dige Fräulein Schröder erfüllte.

Frau Wang strahlte vor Seligkeit.
Sie erklärte hierin aufs neue den
Beweis, daß eine gute Tat sich selber
belohne; und im Wohlgefallen über
ihre eigenes gutes Herz beschloß sie
auch sogleich, sich diese günstige Lage
der Dinge nach Möglichkeit nutzbar
zu machen, und sich in dieser schönen
Zeit mal so recht von Herzen zu amü-
sieren, da sie die Kinder in guter Ob-
hut wußte.

Als es Abend geworden war, und
die Kinderangen allmählich kleiner
wurden im Banne der Müdigkeit,
flog zu Fräulein Schröder ein bit-
terlicher Blick aus den Mutteraugen
herüber. Das Fräulein verstand so-
fort, was die Gönnerin damit sagen
wollte.

„Gewiß, gnädige Frau. Sie kön-
nen mir die kleinen Geister in aller
Ruhe überlassen. Ich werde sie zu
Bett bringen. Oh, wir werden schon
zusammen fertig werden.“

Frau Wang lächelte verbindlich.
„Sehr nett von Ihnen, liebes Fräulein.“
Ich möchte noch ein wenig mit
Kurpark herübergehen, ich glaube,
es ist heute Abend ein Konzert irgend-
wo.“

Fräulein Schröder verneigte sich
freundlich, und Frau Wang ging
fort, nachdem sie extra sorgfältig
Toilette gemacht hatte. Sie war eine
sehr wohlhabende Witwe, stand noch
in den besten Jahren und wußte wirk-
lich keinen Grund anzugeben, warum
sie ihr Leben jetzt vertrauen sollte,
nachdem sie durch die Krankheit ihres
verstorbenen Mannes und die Pflege
der drei heranwachsenden Kinder
wirklich genug schwere Tage hinter
sich hatte. Wer konnte es ihr ver-
denken, daß sie nun ihr Leben mal
ein bißchen genießen wollte?

Am andern Morgen rüstete sich
Frau Wang zu ihrer ersten Wander-
tour. Sie wollte zum Kuhstall hin-
auf, in Begleitung einer reizenden
Familie, die sie am Abend zuvor
kennen gelernt hatte, und Berta
Schröder ging untermes mit den
Kindern in den Wald. Sie fühlte
sich so unangenehm glücklich, aller
Sorgen los und ledig; so, als sei ihr
das Leben neu geschenkt und das alte
Gedächtnis hinter ihr wie ein abgetragenes
Kleid. Froh und frisch klang ihre
Stimme beim Singen der alten, lieb-
vertrauten Wanderlieder, die ihre
drei kleinen Schülerinnen herzhast
mitsangen.

„Da geht der Verein „Schwache
Lunge!“ spöttelte ein etwa elfjähriger
Knabe, der hinter ihnen drein-
schritt. Berta drehte sich um. „Willst
du nicht unseren schwachen Chor ver-
stärken helfen?“ fragte sie schlagfer-
tig. Die Mädelchen zitterten, aber
Fräulein Schröder hub unbedenklich
wieder an zu singen, und plötzlich fiel
auch der Knabe mit heller Stimme
ein und die Mädelchen folgten seinem
Beispiel. So wanderten sie ein
Weilchen einträchtig zusammen.

Schließlich kamen sie an eine Bank,
die eine herrliche Aussicht bot. Lei-
der war sie nicht mehr unbesetzt, denn
ein Herr hatte bereits darauf Platz
genommen. Im Nu hatte sich der
Knabe neben ihn gesetzt. Fräulein
Schröder zögerte einen Augenblick,
setzte sich aber dann und bebaute
die Mädchen, ein gleiches zu tun.
Nach leiserem Rufen und liebevollem
Schützen und Kämpfen um den Platz
an Fräulein Schröder's Seite waren
endlich zwei der Kinder placiert, aber
das kleinste von ihnen hatte keinen
Platz mehr auf der Bank gefunden.

„Ihr wechselt euch ab!“ sagte Berta
Schröder beschwichtigend. — Der
Herr, der auf der anderen Seite der
Bank saß, hatte der kleinen Gene
amüsiert zugehört. Nun gab er dem
Jungen einen leisen Stoß. „Sieh
auf und laß die Kleine neben ihrer
Mama sitzen!“

Die Kinder zitterten von neuem,
jeht noch stärker als vorher. Und
wie einer geheimen Verabredung fol-
gend, wetteiferten sie jezt darin, zu
Fräulein Schröder „Mamachen“ zu
sagen. Berta fühlte sich eigentümlich
berührt davon. Eine hilflose Scheu
war über sie gekommen, die sie hin-
ter, den Jargon des Fremden zu
berichtigen, und das Ungeübte der
Situation verfehlte sie in einen Zu-
stand heimlicher Erregung. Die Mä-
delchen rüdten unruhig hin und her und
nedten sich mit dem Knaben herum.

Berta's Augen begegneten denen des
Fremden, und eins las im Blick des
andern das frohe Verstecken der Kin-
derlust; da zog er den Hut und stellte
sich vor. Martin Graff war sein
Name. Daß sie nachher noch eine
Weile miteinander umhergingen, war

„Inhaberschaft der Schmal geschlossenen
Freundschaft der Kinder selbstver-
ständlich.“

Als Berta Schröder heimkam, wußte
sie schon die ganze Lebensgeschichte
des Fremden. Er war Magistrats-
sekretär und Hausbesitzer und seit
drei Jahren verwitwet; er hatte auch
durchbildet lassen, daß er nicht ab-
geneigt sei, eine neue Gese einzuge-
hen. „Ist Ihr Herr Gemahl eben-
falls hier?“ forschte er und sah Berta
dabei mit tiefem Blick in die Augen.
„Ich habe keinen Mann“, hauchte
sie rötend. „Oh! Also Witwe.“
„Sehr angenehm!“ erwiderte er, und
seine braunen Augen strahlten sie so
dabei an, daß sie es gar nicht über's
Herz brachte, ihm zu widersprechen.

Sie trafen sich nun jeden Morgen
im Walde und schlenderten nebenein-
ander hin unter dem grünen Blätter-
dach, während die vier Kinder von
Baum zu Baum tollten in frohem
Liebermut.

Frau Wang ging viel aus, und
besonders des Abends war sie nie zu
Hause, da Fräulein Schröder bei
den Kindern blieb. Die konnte sie
wunderbare Geschichten erzählen, und
da jedes der Kinder seine eigene er-
zählt haben wollte, während die zwei
anderen aufmerksam zuhörten, mußte
sie immer dreierlei Geschichten in
Bereitschaft haben.

Die Mutter war überglücklich, daß
das Fräulein ihr die Kinder so voll-
ständig abgenommen hatte. Gleich
am ersten Abend hatte sie einen Herrn
kennen gelernt, der ihr ausnehmend
gefiel. Schon sein Neuzug war ihr
angenehm sympathisch; so schönes,
dunkelblondes Haupt- und Barthaar,
so hübsche, braune Augen hatte nicht
jeber. Er war Beamter, Hausbesitzer
und Witwer. Daß er einen Sohn
von elf Jahren besaß, hätte Frau
Wang gern in Anbetracht ihrer eigen-
en Kindercharaktere forgiert, aber
schließlich fügte sie sich ins Unabän-
derliche. Sie mußte ihm ja nun
ebenfalls gestehen, daß sie drei Töchter
habe, die sie täglich unter der
Obhut eines Fräuleins spazierengehen
lasse.

Raum zwei Wochen waren vergan-
gen, und Frau Wang war mit Herrn
Martin Graff verlobt. Im Ueber-
maß ihres Glückes zeigte sie ihrem
Bräutigam sogleich die Photographie
ihrer drei kleinen Mädchen, die sie
in ihrem Handtäschchen mit sich füh-
rte.

„Das sind deine Töchter?“ fragte
er in höchstem Erstaunen. Die Sa-
che kam ihm doch recht seltsam vor.
Welche von den drei Mamas war
dann nun die rechte?

Frau Wang bekam einen förmlich-
en Weintrunk, als sie aus Herrn
Graff's Munde hörte, daß er schon
eine „Mama“ der drei Mädelchen
kenne. Ihrer Mädchen! Ihrer Kin-
der! Nein, diese schamlose, freche
Person, die sich fremder Kinder be-
diente, um sich einen Mann einzufan-
gen. Denn auf was weiter hatte sie
es denn abgesehen?

Sie ruhete nicht eher, als bis sie
die Kleinen herbeigeholt hatte und
diese es bestätigten, daß sie ihre Ma-
ma sei, ihre Liebe, einzige Mama...

Noch an demselben Abend mußte
Fräulein Schröder, nach einer hitz-
igen Szene mit ihrer Gönnerin,
abreisen.

Herr Graff meinte dann, daß ihm
die Sache mit dem Fräulein gleich
bedenklich erschienen sei. Aber die
drei niedlichen Kinder hätten es ihm
von Anfang an angetan; als ob er
geahnt hätte, daß es seine Kinder
werden würden...

Bei dem Wiedersehen mit den
Freundinnen am Kaffeetisch ließ
Frau Wang den breiten Verlobungs-
ring wohlgefällig im Sonnenlichte
spielen.

„Und so eine freche Person, diese
Schröder! Na, ich sage nur, ein-
mal und nicht wieder!“

Und alle waren mit ihr derselben
Meinung.

„Bitte, rechts drehen!“

Humoreske von Alfred Haushamm.

Man spricht soviel von Unnungen
und Vorgefühl. Johann Jeremias
Padde aber hatte an jenem Tage
weder Unruhe noch Herzklopfen, noch
Ohrenausen verspürt. Er war, als
der geborene Gewohnheitsmensch, in
sein Stammcafé gegangen, zu der be-
stimmten Stunde, um die bestimmten
Freunde an dem bestimmten Tische
anzutreffen und sich mit ihnen ganz
gewohnheitsgemäß über irgend eine
aufzurollende Frage zu zanken. Mit
wem auch soll sich ein unbeworbener
Mann sonst zanken?

An jenem ihm vom Schicksal als
einen Wendepunkt seines Daseins zu-
gedachten Tage aber hatte Johann
Jeremias Padde zwar ebenfalls die
Abficht gehabt, sein Stammcafé um
die gewohnte Stunde zu betreten —
jedoch er kam garnicht erst dazu, son-
dern blieb zwischen Tür und Angel
stecken. Ein richtiges Café nämlich
muß heutzutage eine Drehtür besitzen,
und damit eine solche ja richtig funk-
tioniert, ist meist noch zur Vorsicht ein
Schild daran befestigt mit der Auf-
schrift: „Bitte, rechts drehen!“ Und
der gewissenhafte und methodische
Padde drehte auch heute, sobald er in
das zwei Personen genügend Raum
bietende gläserne Abteil getreten war,
rechts herum. Aber kaum hatte
Padde zu schieben begonnen, so
quersetzte es auf und rüdte sich dann
nicht mehr. Weber nach vorn, noch
nach hinten. So daß Padde zwischen
Holzband und Glasflapen plötzlich in
einem improvisierten Gefängnis saß.

Wie er aber deswegen noch lange
nicht den allerlehten Versuch machen
wollte, das Ding doch noch zum Dre-
hen zu bringen, geschah plötzlich auch
in seinem Rücken ein weider-Druck,
der ihm sogar eine mollige Wärme
verursachte. War ihm die hintere
Scheibe der Drehtür auf den Rücken
gefallen? Aber das hätte doch eher
Scherben als Wärme erzeugt! Er
sah sich also, dadurch ganz verwun-
dert in ein nettes Mädelgesicht —
oder vielmehr in das Anlitz von
einem Fräulein, das augenscheinlich
noch rasch in das Abteil hineinge-
sprungen war, als Padde zu drehen
begonnen hatte — so wie es eben noch
nicht Geübte im Gebrauche solcher
neomodischen Zugangstüren betrie-
ben, und nun sah das Mädelchen bei ihm
im Käfig. Padde stammelte so etwas,
das wie eine Entschuldigung klang,
dann er mußte ja der Enge des Rau-
mes halber, der Fremden unverändert
den Rücken kehren, worüber sein An-
standsgefühl sich erst recht erbotte.
Darum begann er nun abermals um
so eifriger zu brüden und zu schieben,
um die widerpenfliche Drehtür zur
Vernunft und zur Freigabe der Ge-
fangenen zu bringen.

Eher aber hätte er einen Stein er-
weichten, das große Loos gewinnen
oder einen Baum herausklettern kön-
nen, als ihren Widerstand besiegen.

„Sie sehen, es geht nicht, mein
Fräulein,“ stotterte er völlig zer-
tört.

„Es wird schon gehen. Nur Geduld!“
klüfferte er an seinem Rücken
hängende Unbelannte zurück und be-
wies damit, daß sie in diesem Fall
ber stärkere und vernünftiger Teil
von beiden war.

Zwischen war man auch im Lo-
kal auf den Vorgang aufmerksam
geworden; Piccolo hatte zuerst ent-
deckt, daß da zwei menschliche Schat-
ten in der Drehtür stecken, die sich
vor sehr wohl zu fühlen schienen,
denn sie wollten durchaus nicht aus
der Thür heraus und in das Café
hinein. Der Piccolo hatte diese merk-
würdige Erscheinung zuerst mit offen-
em Munde angestarrt, dann aber
war er zum Ober gelaufen und hatte
diesen an seiner Serviette gezipft,
dabei sprachlos nach der Thür deutend.
Der Ober wollte dem Bengel zunächst
einen Kopfgeld verabfolgen, denn er
glaubte, er wolle sich einen unerlaub-
ten Spaß mit ihm machen. Als aber
auch er sah, daß sich an der Drehtür
etwas außergewöhnliches begab, eilte
er, eben Joll ein Ober, zum Eingang.
Zu seinem Erstaunen den Stammgast
Herrn Padde erkennend, noch dazu in
Gesellschaft einer ihm vertraulich an-
stehenden jungen Dame, fand er na-
türlich höchst sonderbar, daß der sonst
so wohl erzogene Gast sich die Drehtür
zum Orte eines Stellbührens er-
wählt hatte und nahe daran war, da-
durch ein öffentliches Vergehen zu
verurlichen.

„Aber so kommen Sie doch herein,
Herr Padde,“ rief fast entrüstet die
Oberin.

„Kommen Sie doch lieber heraus,
Berehrtester, und helfen Sie mir aus
der Klemme. Die Tür dreht sich
nicht mehr,“ schrie Padde mit der
ganzen Kraft seiner Lunge zurück.

„Haben Sie auch richtig nach rechts
gedreht?“

„Drehen Sie mal nach rechts und
Sie werden was erleben!“

Der Ober drehte und schob — es
war nichts zu machen. Er schwenkte
mit der Serviette Hilfe herbei. Der
Unterstellner kam, der Piccolo wollte
seine dürftigen Kräfte auch in den
Dienst der Befreiungssache stellen —
Prost! — selbst der runde Bauch des
Wirtes richtete nichts gegen die Drehtür
aus.

Zwischen konnte Padde als wohl-
erzogen Mensch nichts anders als
seinen Kopf abermals nach rückwärts
drehen und: „Fatale Lage, in die wir
da geraten,“ sagen. Aber des frem-
den Fräuleins niedliches Gesicht mit
den sanft geröteten Wangen und den
blanken Augen lachte aus allen Poren.
„Wenn nicht die Tante warten
würde, fände ich diese Situation ge-
radezu einzig — vorausgesetzt, daß sie
nicht ewig dauert.“ Und Padde rie-
felte es immer wärmer über den
Rücken.

„Wo ist denn diese Tante?“ fragte
er.

„Sie wartet da drinnen auf mich.“

„Lassen wir sie warten — wir
müssen es ja auch,“ meinte Johann
Jeremias.

Und sie sollten es sogar noch ziem-
lich lange müssen! Während welcher
Zeit der Piccolo natürlich längst
heimlich zum Stammcafé Pa-
des gestürzt war und dort den Vor-
fall grinsend berichtet hatte: Herr
Padde steckt mit einer Dame in der
Drehtür und kann nicht mehr her-
aus!

Und da gab es einen Aufstand am
Tische, wie ihn das Café noch nicht
erlebt, und man rannte zur Ein-
gangstür, schlug sich bei dem Anblick
des gefangenen Padde auf die Schen-
kel, gab sich gegenseitig Rippenstöße
und brach in wiederholten Gelächter
aus. Anfangs bezog Padde sein
Gesicht zu einem süßsauren Lächeln,
dann aber farbte es die Rote des Zornes
und die Verlegenheit. Er dachte
an seine Mitgefängene: „Ich bitte um
Verzeihung für diese Frechdache, es
sind meine Freunde,“ hat und erklärte
er. Laut oder tief er: „Schickt lieber
zum Schloffer, ihr Dummköpfe!“

„Ja, zum Schloffer,“ echoten Wirt
und Kellner, als ging ihnen erst jezt
der bekannte Seifensieder auf.

„Und ihr — ihr tut mir den Ge-
fallen und zieht euch rückwärts!“
schrie Padde von Neuem die Stamm-
tischgenossen an. „Ihr seht, ich bin
nicht allein.“

„Sehen wir, sehen wir!“ frohlock-
ten die Unholde.

„Nur, wenn ihr einen Funken von
Erziehung und Bildung habt, so
drückt euch, bitte! Und wenn ihr
dort wo eine einsame Tante auf die-
ses Fräulein wartend steht, sagt
ihr...“

„Wir lassen grüßen und kämen
bald nach,“ ergänzte lachend eine helle
Stimme hinter ihm.

Und was Padde nicht erreicht, ge-
lang dieser fröhlichen Stimme und
dem sich, um Paddes Rücken vorbeu-
genden lieben Schelmengesicht: Mit
tomischem Respekt und noch immer
vor sich hinlachend, verbeugten sich
ihres Vordermannes Freunde und
zogen ab.

Als die Ruhe auf diese Weise ver-
hältnismäßig wieder hergestellt und
nach dem Schloffer geschickt worden
war, knüpfte Johann Jeremias als
aufmerksam Mensch mit dem mitge-
fangenen Bögeln eine regelrechte Un-
terhaltung an. In lustiger Form
glossierte er die „Tüde des Objetts“,
die einem mitunter empfindliche Ver-
legenheiten bereite, aber dann doch
wieder direkt angenehme Situationen
herbeiführen könnte. Und vermaß
sich sogar bald, wenn es schließlich
nicht anders ginge, sein teures Blut
durch Einschlagen der großen Tür-
schelben für die Mitgefängene ver-
sprigen zu wollen, wozu er sich nur
ihre Taschentuch ausbitten wollte —
erstens damit seine Hand nicht zu
Schanden läte, und zweitens, auf daß
er so ein ewiges Andenken an diese
Stunde bewahren könnte.

Als da plötzlich hinter beider
Rücken eine schrille Frauenstimme
rief: „Herta, Mädchen, was treibst
du denn da? Warum gehst du nicht
ins Café?“

„Die Tante,“ stöhnte Padde, wäh-
rend Herta jener rüddings den Vor-
fall auseinandersetzte.

„Aber das ist ja standlos,“ meinte
die Tante, „davon müßte man die
Polizei unterrichten.“

„Die kann der Tür auch nicht be-
fehlen,“ beruhigte Herta die Aufge-
regte.

In demselben Augenblick gab es im
Inneren des Cafés gleichfalls einen
Aufstand: Der Schloffer, der seinen
Weg durch die Küche genommen, kam
in Schurzfell und Hemdärmeln her-
bei, gefolgt von dem ganzen Heerzann

der Obrigkeit und der Gasse. Jeder
wollte dabei sein und sehen, ob und
wie die Gefangenen aus der Drehtür
erlöst würden. Der Schloffer warf
zunächst einmal sein Werkzeug ras-
selnd auf den Boden, stemmte als-
dann seine Fäuste in die Hüften und
blühte sich das böswillige Ding von
Tür topfschüttelnd von oben bis unten
an. Der Moment war so feierlich,
daß selbst die ungnädige Tante drau-
ßen verstummte. Als aber der Schlof-
fer die Tür genügend betrachtet hatte,
folgte er dem Beispiele seines Werk-
zeuges und war sich nun selbst auf
den Boden.

„Ich hab's,“ schrie er plötzlich
triumphierend. Alle Welt blühte sich
über ihn, um zu erforschen, was er
nun eigentlich täte. Der aber ver-
riet nichts. Er griff zu einem langen
Stemmeisen und zum Hammer, schob
erstes unter den Türflügel, der in
das Café hineinragte, und schlug mit
dem letzteren kräftig zu — und siehe
da! gegen die Hühneraugen Paddes
flog ein ziemlich dickes metallenes
Gußstück, das sich, von irgend woher
kommend, ausgerechnet unter den
Türflügel geschoben und dort ge-
klemmt hatte.

Im nächsten Augenblick sprang
auch der Schloffer auf die Füße, denn
beinahe wäre Padde, seinem Käfig
unwillkürlich einen Druck gebend,
mitsamt Fräulein Herta, und wahr-
scheinlich auch der ungebändig drän-
genden Tante, in das Lokal gestürzt.

Ein Sündenbock aber für den so
glücklich und schnell aufgetakelten Vor-
fall mußte gefunden werden: so er-
hielt denn der Piccolo vom Wirt sei-
nen Kagenkopf.

An jenem Tage nicht nur, sondern
auch noch an vielen folgenden aber
blieb Paddes Platz am Stammische
leer, denn Herta bestand darauf, daß
Johann Jeremias nun auch Kaffee
und Kuchen mit ihr und der Tante
teile, wie vorher das Gefängnis.

„Napoleon Knechteln.“

Napoleon Bonaparte war erst
sechszwanzig Jahre alt, als er den
Oberbefehl über die italienische Armee
erhielt. Einer seiner Freunde sagte
zu ihm bei seiner Abreise: „Du bist
für einen Befehlshaber einer Armee
noch viel zu jung.“ — „Ich werde
alt zurückkehren,“ versetzte Napoleon.

Ein reitender Jäger hatte dem
Obergeneral Bonaparte Depeschen
nach Montebello überbracht und
wollte sofort wieder mit der Antwort
zurückreiten. Sein Pferd war aber
zu starkem geritten, weshalb Bona-
parte ihm ohne Zögern sein eigenes
übergab, auf dem er eben hatte aus-
reiten wollen. Der Jäger indes
weigerte sich und machte Schwierig-
keiten, das Pferd zu besteigen. —
„Findest Du es etwa zu schön und
prächtigt angelehrt?“ fragte Bona-
parte. „Nur zu, Kamerad; es gibt
nichts in der Welt, was für einen
französischen Soldaten zu prächtig
wäre.“

Nach der Schlacht bei Austerlitz
warf sich ein junger russischer Offi-
zier höheren Grades vor Napoleon
auf die Knie und flehte ihn an, er
solle ihn erschiesen lassen. „Ich bin
unwürdig, weiter zu leben,“ rief er
verzweifelt, „denn ich habe meine Ge-
schütze verloren.“ — „Kamerad
Mann,“ antwortete der Kaiser mit
Güte, „ich achte Ihre Tränen, doch
man kann von meiner Armee ge-
schlagen sein und trotzdem Anspruch
auf Ruhm haben.“

Der spätere Marschall St. Cyr
hatte im Glauben, er sei bei der Ar-
mee in Neapel zurzeit entbehrlich, da-
gegen in Paris für Napoleon von
Nutzen, ohne Befehl seine Truppen
verlassen und meldete sich in den
Kaiserlichen. Der Empfang dort
sprach nicht seinen Erwartungen:
„Sie haben ohne Frage die Erlaub-
nis des Kriegsministers, nach Paris
zurückzukehren.“ — „Nein, Eure,
aber ich habe in Neapel nichts mehr
zu tun!“ — „Wenn Sie in zwei
Stunden,“ donnerte ihn Napoleon
an, „nicht auf dem Wege nach Neapel
sind, lasse ich Sie erschießen.“ —
Darauf ließ er den General stehen
und begab sich in sein Kabinett.

— Nur. Gast: „Sind Sie der
Kellner? Ich warte schon eine halbe
Stunde.“

Der Angeredete: „Nein, ich bin nur
der Wirt.“

— In der Verlegenheit.
Kommis: „Ich möchte auf ein paar
Tage Urlaub, Herr Prinzipal! Meine
Großmutter ist gestorben!“

Prinzipal: „Hören Sie, das ist nun
das vierte Mal, daß Ihre Großmut-
ter gestorben ist!“

Kommis: „Ja — meine Großmut-
ter war eine rechtwürdige Frau!“

Waters guter Rat.

Mutter und Tochter befanden sich
an Bord des Ozeandampfers auf ho-
her See; es war ihre erste Europa-
reise.

Die Tochter stöhnte: „O Mama,
mir ist so elend zumute. Das ent-
setzliche Gefühl kommt schon wieder!“

„Kindchen, hab Dich nicht so!
Warum tust Du nicht, was Papa
Dir sagte, als wir an Bord gingen?“

„Ich möchte ja so gerne, aber ich
weiß nicht mehr, ob er sagte, ich soll
tief atmen, wenn das Schiff hoch
geht, oder ob ich rasch ausatmen soll,
wenn es sich langsam nach unten
senkt.“

„Wenn's hoch kommt, mein Kind
—“

„Schweig, Mama! Um Gotteswil-
len schweig! Ach, wenn ich doch tot
wäre!“